



Minka Pradelski

Und da kam
Frau Kugelmann

Roman

Frankfurter Verlagsanstalt

*Für
Arno Lustiger,
Siegmond Pluznik
und alle Bendziner*

Das Fischbesteck

Einen Monat nach dem Tod meiner Tante, genauer gesagt drei Stunden nach der Testamentseröffnung, informierten mich meine Verwandten über Halinas Ableben. Sie wissen, dass ich wegen meiner besonderen Essgewohnheiten fast unbeweglich bin und nicht von einem Tag auf den anderen zu einem Begräbnis nach Tel Aviv reisen kann. So hatten sie mich vergessen.

Der Anwalt, der den Nachlass meiner Tante verwaltet, hat mir mein Erbe aufgelistet: ein kleiner brauner Koffer, etwa siebzig Jahre alt, sowie ein mit rotem Samt ausgeschlagener Besteckkasten, in dem sich acht Gabeln und neun Messer eines zwölfteiligen Fischbestecks befinden.

Keines von Halinas vier Kindern begreift, warum sie mich überhaupt bedacht hat, und ich begreife nicht, warum sie mir einen alten Koffer und ein unvollständiges Fischbesteck hinterlassen hat, wo ich doch kaum reise und auch keinen Fisch anrühre. Seit meiner Kindheit weigere ich mich, Fisch zu essen. Ich wollte mit meiner Mutter, einer notorischen wöchentlichen Fischmörderin, nicht gemeinsame Sache machen. Jeden Freitagvormittag schwamm ein junger Karpfen aufgeregt in unserer Badewanne herum, bis er auf einem Holzbrett von meiner Mutter in kleine Portionen zerhackt wurde. Und ich beobachtete neugierig mit einem Anflug von Ekel jede Woche aufs Neue, wie die zerlegten Teile eine Stunde lang zuckten, als sei der Fisch noch lebendig. Nachts wünschte ich mir, die

zitternden Teile würden wieder zusammenwachsen, der Fisch vom Holzbrett in die Badewanne springen und aus dem Fenster in den Fluss, um dann von der Strömung in die schlammige grüne See getragen zu werden. Von dort her käme er freitags zurück in unser Haus.

Den Koffer und den Besteckkasten hätte ich mir schicken lassen können. Aber ich will meine Erbschaft mit eigenen Händen in Empfang nehmen. Der Koffer soll mir Glück bringen, denn ich suche händeringend nach einem Ehemann. Vielleicht finde ich ihn in Tel Aviv. Vor etwa einem halben Jahr überfiel mich der brennende Wunsch zu heiraten. Aus heiterem Himmel sehnte ich mich plötzlich nach überquellendem Abwasch, endloser Bügelwäsche, und nichts erschien mir lieblicher als ohrenbetäubendes Babygeschrei. Zufällig entdeckte ich in der Nähe meiner Wohnung einen Kinderspielplatz. Entzückt beobachtete ich Kleinkinder bei ihrem unbeholfenen Spiel. Ich starrte neugierig in jeden vorbeigeschobenen Kinderwagen und konnte in kürzester Zeit bis auf den Tag genau das Alter der Kinder bestimmen. Kurz darauf erlernte ich die Babysprache. Säuglinge streckten die Ärmchen nach mir aus, Kleinkinder fingen meinetwegen das Krabbeln an oder liefen mir unsicher auf zwei wackeligen Beinchen entgegen, nur um in meiner Nähe zu sein. Stutzig wurde ich erst, als das einjährige Kind meiner Nachbarin zum Entsetzen der Eltern, mit denen ich wegen nächtlichen Lärms in Unfrieden lebe, als erstes Wort meinen schwierigen Nachnamen aussprach und mich dabei erwartungsfroh anblickte. Das ist ein Fingerzeig von meinen eigenen Kindern, sagte ich mir, sie wollen zur Welt kommen. Ich werde eine Familie gründen.

Halinas Erbschaft ist ein weiteres Zeichen. Vielleicht

sehe ich am Strand einen Mann, der mir gefällt, und frage ihn, ob er gerne Fisch isst, obwohl ich einen Fisch niemals anrühren werde. Wenn er geschickt mit meinem ererbten Besteck umzugehen versteht und noch dazu schöne Geschichten erzählen kann, wie die fehlenden Fischgabeln meiner Tante verloren gingen, dann heirate ich ihn auf der Stelle.

Es wohnte bereits jemand in meinem Hotelzimmer, wusch sich an meinem Waschbecken, benutzte meine Toilette und hinterließ eine sandige Spur in meinem vorausbestellten Bett, als ich am Nachmittag, durchgeschwitzt nach einem anstrengenden Flug und mit dick geschwollenen Füßen, in dem Tel Aviver Strandhotel ankam und nach meinem Zimmer verlangte.

»Das Zimmer ist bereits vergeben«, entgegnete an jenem denkwürdigen Nachmittag bedauernd der Portier. Zwei Stunden zuvor sei eine junge Dame angekommen und habe das auf den Namen Silberberg reservierte Zimmer bezogen. Leider sei auch in den nächsten Tagen kein weiteres Zimmer frei, das er mir anbieten könne.

Was sollte ich tun, das ganze Hotel zusammenschreien und auf meinem Recht beharren, dass ich die richtige Silberberg war, die ein Zimmer für zehn Tage reserviert hatte, mitten im August, im heißesten Monat, wo die feuchtglühende Hitze sich wie ein klebriger schweißtreibender Dunst auf den Körper legt und selbst das Atmen beschwerlich wird? Dem Portier sagen, dass mir allein schon deshalb zur Belohnung das schönste Zimmer mit Meeresblick gebührt, weil ich vor Antritt dieser Reise den anstrengenden Versuch unternommen habe, mich von meiner eiskalten grünen Leidenschaft zu befreien? Denn ich

bin süchtig. Genauer gesagt bin ich tiefkühlkostsüchtig. Die Sucht nach tiefgefrorenem Gemüse treibt mich drei Stunden nach Mitternacht, nach einem kurzen, traumlosen Schlaf, in die Küche. Ich reiße in einem fort tiefgefrorenes Gemüse aus der Verpackung, zermalme knirschende Eisplättchen mit meinen bloßen Händen, schabe Bohnen aus ihrer eisigen Kruste, löse Mais und Brokkoli aus ihrer Eiskristallverkettung, reibe liebevoll die ineinander verkeilten Gemüseteilchen, bis sie wie einsame Monaden auseinander fallen, dann stopfe ich das erstarrte vorgegarte Gemüse in meinen Mund. Ich habe gierige Nächte mit mir erlebt, in denen keine einzige Tiefkühlpackung meiner Lust standhalten konnte, und ich habe, da alle Köstlichkeiten verzehrt waren, aus Verzweiflung die leeren Packungen wieder tiefgefroren und zur Linderung auf mein hochrotes Gesicht gelegt. Erst das fahle Licht des Morgens ernüchtert mich so weit, dass ich mich mit aufgeblähtem Bauch und zitternden Händen wieder zur Ruhe begeben kann.

Ließe ich meiner eiskalten Leidenschaft die Oberhand, so würde ich im Supermarkt in einer mannshohen Tiefkühltruhe hausen, den Kopf auf eine Kühltasche gebettet, umgeben von angebrochenen Packungen wie eine vereiste Königin im Schlaraffenland der Tiefkühlwaren.

»Ich verlange eine Gegenüberstellung mit Ausweis und Reservierungsnachweis!«, sagte ich dem Portier mit lauter, schneidender Stimme. »Bitte seien Sie doch vernünftig, wir sind ein Hotel und keine Polizeidienststelle«, antwortete dieser ungerührt.

Wenn ich laut genug schreie, dachte ich, wird die andere Silberberg aus meinem Zimmer herauskommen und sich

mir mit dem Namen vorstellen, den ich seit meiner Geburt trage. Wir werden dann sehen, wer die richtige Zippy Silberberg ist, ob ich ich bin und es weiterhin bleiben kann oder ob sie es ist, die mich ab jetzt übernommen hat. Es werden sich in Windeseile unter den Hotelgästen drei Parteien bilden, die lautstark gegeneinander argumentieren, zugunsten des Portiers, gegen die falsche Silberberg oder gegen mich. Die Hotelgäste werden sich gegenseitig in Rage bringen, sich immer wüster beschimpfen und sich am Ende mit Strandtaschen, Zeitungen und Fotoapparaten bewerfen, die Halle in ein Schlachtfeld verwandeln, wo Blut ohne Ende fließt und die Verletzten von den herbeigerufenen Ärzten versorgt werden, bevor man sie in die umliegenden Krankenhäuser abtransportiert.

»Ich bestehe auf meinem reservierten Zimmer«, sagte ich.

»Sie bekommen ein besseres Zimmer zum halben Preis, eine ganze Kategorie höher, in einem anderen Hotel«, versprach der Portier, der mir ansah, dass ich gleich zu schreien anheben würde. Er telefonierte hinter vorgehaltener Hand und reichte mir dann eine Visitenkarte mit Namen und Adresse eines benachbarten Hotels.

»Gehen Sie, gehen Sie schon, Sie werden zufrieden sein«, sagte er väterlich aufmunternd zu mir. Der Hotelboy trug bereits den Koffer zur Tür hinaus, und ich eilte mit meinem Handgepäck hinterher.

Gibt es etwa eine andere Silberberg aus Nürnberg oder Darmstadt, die für den gleichen Zeitraum ein Zimmer reserviert hat und nun mein Zimmer bewohnt, oder heißt sie Silberstein und hat dem Portier zwanzig Dollar in die Hand gedrückt, damit er ihr ein Zimmer überlässt, und er

hat ihr meines gegeben, weil unsere Namen sich ähneln? Hätte ich Goldberg geheißen, dann hätte ich längst mein Zimmer bezogen und wäre womöglich um ein einziges, winziges, feines, aus einem vollen Schopf herausgerissenes Haar Frau Kugelmann niemals begegnet.

Als ich Frau Kugelmann das erste Mal sah, dachte ich, sie könnte gar nicht anders als Frau Kegel oder Frau Kugelmann heißen. Alles an ihr ist rund, kugelförmig, Augen und Ohren, Kopf, Hüften, Beine, Bauch. Gerade so, als hätte man Kugeln aneinander gesetzt, kleine und große für Kopf und Körper und ein paar langgezogene für Arme und Beine. Einzig die Falten in Frau Kugelmanns Gesicht rebellieren gegen die rundliche Ordnung. Sie gehen eigene Wege und graben tiefe Furchen, wo immer sie wollen. Ja, und ihre Schuhe haben auch eine andere Form, es sind große ovale Schalen mit Riemchen, orthopädische Sandalen, die aus irgendeiner deutschen Schuhfabrik stammen, weil ältere Damen in Israel auf orthopädische Schuhe aus Deutschland schwören.

Zumindest hieß sie früher Kugelmann, vor langer Zeit, als sie noch in Polen wohnte und jeder seinen eigenen Namen behalten durfte. Bis zu dem Tag, als ihr Name dann lautlos hinter einer Nummer verschwand.

Aber auch in der Zeit danach, nach der Befreiung, war Frau Kugelmanns Name noch gefährdet. Bei der Einwanderung nach Israel wollte man ihr den schönen Namen Kugelmann, der ihr so gut zu Gesicht stand, abnehmen und ihn durch einen neuen, einen hebräischen, ersetzen, mit dem sie dann, wie von einem Zauberstab berührt, ein völlig neues Leben beginnen sollte.

Vielleicht hat Frau Kugelmann es abgelehnt, ihren Na-

men abzulegen, und der Regierung geschrieben: Sehr verehrter Herr Ben Gurion, auch wenn Sie der allererste Ministerpräsident von Israel sind und einen schönen neuen Namen tragen, ich will meinen alten Namen behalten, weil mein Name so gut zu mir passt. Vielleicht hat sie dem Brief noch ein Bild von sich beigefügt, um den Ministerpräsidenten zu überzeugen. Und das Bild hat den Präsidenten überzeugt, der Präsident hat die Einwanderungsbehörde angewiesen, Frau Kugelman vorzuschlagen, statt ihr einen vollkommen neuen Namen zu geben, nur das Wort Kugel zu hebräisieren und das Wort Mann am Ende durch Ben, Sohn, zu ersetzen. Dann hieße Frau Kugelman fortan Ben Kadur, Sohn einer Kugel, und dieser Name wäre dann seinem eigenen, Ben Gurion, Sohn von Gurion, sehr ähnlich, und mit einem solchen Namen könnte Frau Kugelman doch zufrieden sein und in Israel ein gutes zionistisches Leben führen.

Frau Kugelman hat sicher lange überlegt und dann der Einwanderungsbehörde zurückgeschrieben, dass sie Ben Gurion für den Vorschlag danke, aber warum solle sie einen Namen tragen, den sie nicht möge, und selbst wenn Ben Gurion ihr vorgeschlagen hätte, sich Tochter einer Kugel zu nennen, was er aber nicht getan hat, hätte das auch nichts geändert, der neue Name gefiel ihr einfach nicht. Und wieso sollte sie ausgerechnet mit einem solchen Namen ein neuer Mensch werden, sie könne doch auch mit ihrem alten Namen ein neuer Mensch werden und alles vergessen, was vorher gewesen war. Oder sie bleibe, was sie ist, und erinnere sich an alles, was passierte, auch daran, dass sie einst in Polen lebte, in Bendzin, und eine Schülerin des Fürstenberg-Gymnasiums war.

Und so ist sie am frühen Morgen zu mir gekommen, unangemeldet in mein sparsam möbliertes Ersatzzimmer eingedrungen mit ihrem hart umkämpften alten Namen: eine Frau, die nicht vergessen kann.

Von der Hotelleitung sei sie geschickt worden, versichert sie mir, um nachzusehen, ob das Zimmer in Ordnung sei. Sie tut so, als inspiziere sie das Bad, überprüfe Duschhaube, Seife und Toilettenpapier, den Staub in den Hängeschränken, die Sauberkeit des Aschenbechers, rückt dann aber plötzlich einen Stuhl ganz nahe an mein Bett.

»Sie sind ganz alleine hier, nicht wahr?«, fragt sie mich leise.

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Gestern bei Ihrer Ankunft in der Hotelhalle habe ich Sie beobachtet. Ich habe einen Blick für Frauen, die alleine in Hotels absteigen. Ich erkenne es an ihren Bewegungen. Alleinstehende Frauen drehen sich nicht um, sie schauen nicht nach hinten. Sie wollen nicht, dass man erkennt, dass niemand auf sie wartet.«

»Würden Sie jetzt bitte mein Zimmer verlassen«, sage ich verärgert.

»Die meisten Hotelgäste bitten mich zu bleiben.«

»Ich gehöre nicht dazu. Gehen Sie jetzt hinaus, oder ich rufe den Portier.«

Sie verlässt das Zimmer, und nach einer halben Stunde klopft es wieder.

»Ich bin noch mal vorbeigekommen. Haben Sie jetzt Zeit für mich?«, fragt sie, als ich die Tür einen Spalt öffne. Sie schiebt sich an mir vorbei ins Zimmer.

Diese Frau soll verschwinden. Ein für alle Mal, denke ich. Mit einer Handbewegung weise ich ihr die Tür.

Sie geht wieder hinaus, und ich höre, wie sie draußen

umständlich einen Stuhl bis vor meine Tür rückt. Sie hockt draußen und wartet. Ich stehe auf, schaue durch das Schlüsselloch. Es ist kaum zu glauben, aber sie sitzt reglos da und wartet geduldig auf mich.

»Wie lange wollen Sie hier sitzen?«, rufe ich laut und deutlich.

»Bis Sie mich hineinlassen«, antwortet sie gelassen.

»Und was wollen Sie von mir?«

»Ich muss mit Ihnen reden.«

Sie wird keine Ruhe geben, bis ich sie eingelassen habe. Bald werden die Zimmernachbarn sich beschweren und mich für den Lärm im Flur verantwortlich machen, sie werden mir sagen, dass ich ohne Mitgefühl sei für ältere Menschen, weil ich eine alte Frau, womöglich meine Mutter, erbarmungslos vor der Tür sitzen lasse. Ich reiße also die Tür weit auf und bitte sie einzutreten.

»Sie sind doch keine Angestellte des Hotels, wer sind Sie?«

»Ich gehöre zum Hotel wie die Sofas und die Stühle.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich warte jeden Tag.«

»Ach, warten Sie auf den Messias?«

»Die nächsten Tage werde ich nicht warten müssen.«

»Ist er schon da, Ihr Messias?«

»Wenn Sie einverstanden sind, setze ich mich zu Ihnen und vertreibe Ihnen die Zeit.«

»Und was, wenn ich nicht will?«

»Wir bleiben beide auf dem Zimmer, und ich werde Ihnen Geschichten aus meiner Schulzeit erzählen.«

»Ich werde nicht zuhören.«

»Hören Sie sich doch erst mal eine Geschichte aus Bendzin an.«

»Mich interessiert Benzin nicht.«

»Sie müssen den Namen anders aussprechen, weicher und mit viel mehr Gefühl. Die Buchstaben sollen ineinander verschmelzen, so als würde ein Schokoladenplätzchen auf Ihrer Zunge zergehen. Hier, nehmen Sie eines und probieren Sie es.«

Sie hält mir tatsächlich ein selbstgebackenes, mit Schokolade gefülltes Plätzchen hin, ich schnuppere daran und stecke es mir in den Mund. Der Name ist gar nicht so schwer auszusprechen, denke ich. Ich hätte nie gedacht, dass ich einen polnischen Namen mit einem Plätzchen im Mund mit so einer Leichtigkeit aussprechen kann. Wenn ich doch nur süchtig nach Plätzchen wäre, nach Schokoladenriegeln, Sahnetörtchen, Eiscreme, Karamelbonbons, dann könnte ich womöglich jeden polnischen Namen aussprechen und könnte vielleicht auch andere slawische Sprachen im Nu erlernen, Kroatisch, Tschechisch, Russisch.

»Wo liegt denn Ihre Stadt?«, frage ich zögernd.

»In der Nähe von Katowice«, antwortet sie.

Kattowitz in Oberschlesien, denke ich, ganz in der Nähe der Stadt meines Vaters.

Sie soll mir nur nichts von ihrer Schule erzählen. Wie sage ich nur einer älteren Dame, einer Überlebenden, dass mich ihre ehemalige Schule nicht interessiert. Ich habe die Schule gehasst. Wenn sie anfängt von ihrer Schule zu erzählen, schnappe ich mir meinen Bikini, flüchte aus dem Zimmer, laufe hinunter an den Strand, lege mich neben die andere Silberberg, oder, noch besser, ich vertreibe sie. Selbst wenn Frau Kugelmann mich bittet oder festhält oder ans Bett fesselt und knebelt, von einer Schule will ich nichts hören. Frau Kugelmann rückt ganz nahe an mich heran,

beugt sich zu mir, hält mich fest, als wolle sie mich beschwören. Sie flüstert mir ins Ohr:

»Hören Sie gut zu, was ich Ihnen zu sagen habe, laufen Sie nicht weg. Ich muss erzählen, sonst stirbt meine Stadt.«

»Und ich sterbe vor Langeweile.«

»Warten Sie, nur einen Augenblick. Ich will Ihnen etwas Außergewöhnliches über unsere Schule erzählen, etwas, was Sie noch nie gehört haben. Alle unsere Lehrer und Schüler sind am Leben. Sie leben mitten unter uns, hier in Israel.«

»Sie meinen, einige Lehrer und Schüler aus Ihrem Ort haben überlebt?«

»Nein, ich meine, alle Lehrer und Schüler aus unserem Bendziner Fürstenberg-Gymnasium sind am Leben.«

»Alle sollen überlebt haben in einem kleinen Ort in Polen? Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Es ist ein wenig anders, als Sie sich das vorstellen. Wir, die ehemaligen Schüler, sind es, die sie am Leben erhalten. Wir erzählen uns immer wieder Geschichten über sie. Wir pusten den Staub der Jahre weg, polieren, kneten und massieren, bis alles wieder geschmeidig und gelenkig wird, und plötzlich beginnen sie sich zu bewegen.«

»Wie? Sie bewegen sich wirklich, sie werden lebendig?«

»Nicht jeder kann sie sehen. Aber Sie können es.«

»Ich?«

»Ja, Sie!«

»Woher weiß ich, dass es wahr ist, was Sie mir erzählen?«

»Es gibt unendlich viele Wahrheiten über Bendzin, und jede noch so kleine Begebenheit birgt einen Berg voller Wahrheiten. Es hat sogar einmal in Bendzin an einem einzigen Tag hundertzwanzigtausend Wahrheiten gege-